

Hermann Hofer

Kirche erleben in der Pfarrgemeinde

Der Pfarrer einer Gemeinde am Stadtrand von Wien schildert im folgenden, wie er Kirche und das Kirche-werden seiner Gemeinde vor allem über die Bildung vielfältiger Gruppen hin erlebt hat. Wichtig war ihm dabei immer, daß diese Gruppen, die Pfarrgemeinde selbst und die ganze Kirche nach außen offen, in und für die Gesellschaft wirksam bleiben und daß Gruppen sich nicht fundamentalistisch abschließen. Der Höhepunkt dieser Entwicklung und überhaupt der Gemeindeidee war von Mitte der 70er bis Mitte der 80er Jahre; aber die Gemeinde – in der Form der traditionellen Pfarre – scheint auch heute nicht weniger wichtig zu sein, da sie sich gerade auch durch die Zusammenführung der verschiedensten Gruppen als eine der stabilsten Gemeinschaftsstrukturen erwiesen hat. red

Das Verständnis von Kirche und „erlebter Kirche“ hat sich immer wieder verändert, vor allem seit das 2. Vatikanische Konzil in unseren Gemeinden zu „greifen“ begann. Aber das kann ich sicher am besten an meiner eigenen Geschichte, in den Gemeinden, in denen ich wirken durfte, aufzeigen.

Als ich 1962 als Domkurat in Wr. Neustadt eine neugegründete Filialkirche übernahm, war mein Kirchenbild – und wie ich glaube, auch das meines Umfeldes – sehr stark von der Vorstellung des „geheimnisvollen Leibes“ nach der Enzyklika Pius XII. geprägt. Wir waren als lebendige Gemeinde Teil einer größeren Wirklichkeit. Wir fühlten uns zugehörig, und wir waren sicher auch stolz, zu dieser großen, weltweiten Kirche zu gehören. Eine Kritik an unserer Kirche und an ihren Strukturen gab es im inneren Kreis nicht. Wir sahen unsere Aufgabe eher darin, diese unsere Kirche mit möglichst guten Argumenten gegen alle Angriffe von außen zu verteidigen. Diese „mystische“ Wirklichkeit der Kirche habe ich damals auch in der KAJ gefunden. Wenn Cardijn, der Gründer der KAJ den jungen Arbeitern zugerufen hat: „Ihr seid keine Maschinen, ihr seid Söhne und Töchter Gottes“, wurde für uns etwas spürbar von dem geheimnisvollen Plan, den Gott mit allen Menschen hat. In der KAJ und dann vor allem in den Aktivistenrunden wurde viel Gemeinschaft erlebt. Das war

schön und bereichernd, aber darin sahen wir sicher nicht unser „Kirche-sein“. Im Vordergrund stand das Apostolat und der Christ, der in der sozialen Wirklichkeit als Sauer-teige wirken sollte. Unsere Aufgabe in der Pfarre sahen wir vor allem darin, möglichst viele, gute Mitarbeiter zu finden, um für die Aufgabe der Kirche in der Gesellschaft gerüstet zu sein. Es gab viel Gemeinschaftserfahrung, aber die „Kirche als Gemeinschaft“ war kein Thema.

Das hat sich Ende der sechziger Jahre geändert, als die Gedanken des Konzils vom „wandernden Gottesvolk“ langsam das Selbstverständnis der Gemeinden zu verändern begannen. Für mich – ich war unterdessen, seit 1968, Pfarrer in Wien-Rodaun geworden – kam dieses neue Verständnis von Kirche vor allem über die Intensivgemeinde in der Machstraße und über die Basisgemeinde in Schwechat, die sehr stark von der „Integrierten Gemeinde“ in München inspiriert waren. In der „ganz normalen Pfarre“, wie bei uns in Rodaun, gab es einige Schwierigkeiten: Daß die „gelebte Gemeinschaft“ das sichtbare Zeichen, das Sakrament ist, daß Kirche in Gemeinschaft erlebbar werden muß, war für die Menschen neu und völlig ungewohnt. Nicht selten habe ich von irritierten Pfarrangehörigen den Ausspruch gehört: „Ich kann das Wort ‚Gemeinschaft‘ nicht mehr hören!“

Der Durchbruch kam bei uns in Rodaun durch die Jugend. 1975 wurde bei uns ein Jugendclub gegründet, der sehr viele Jugendliche anzog. Und plötzlich war „Gemeinschaft“ kein Problem mehr. Auch nicht in der Pfarrgemeinde. Gemeinschaft war „in“. Langsam veränderte sich das Selbstverständnis der Pfarrgemeinde. Sie begann sich als eine Gemeinschaft von Gemeinschaften, aber auch als große Gemeinschaft zu erleben.

Es gab bald auch Begegnungen von „Basisgemeinden“ im deutschsprachigen Raum, ausgehend von der Gemeinde in Eschborn und ihrem damaligen Pfarrer M. Schulz.

Vor allem mit seinem Buch „Wer mitmacht erlebt Gemeinde“ hat er sicher sehr viel für die Verbreitung des Gemeindegedankens an der kirchlichen Basis beigetragen. Es wurden bald auch große Treffen der deutschsprachigen Basisgemeinden organisiert, und da wurde wirklich eine andere Kirche erlebt-

bar: mitreißend, lebendig und voller Hoffnung. Ich erinnere mich an eine Eucharistiefeier in Salzburg, wo am Ende die Menschen durch die Kirche tanzten und sangen: „Der Himmel geht über allen auf, auf alle über, über allen auf!“

In kleinerem Umfang erlebten wir diese Begeisterung auch bei unseren Gemeindefestwochenenden der Rodauner Gemeinde. Bei einem Gemeindefestwochenende in Loretto im Burgenland spürten wir Gott „fast greifbar“ – als unsere Mitte.

Diese Entwicklung dauerte gut zehn Jahre, in denen die Idee von der „Gemeinde als Gemeinschaft“ langsam in das Bewußtsein vieler Pfarren und ihrer Kerngemeinden überging. War Anfang der siebziger Jahre das Wort „Basisgemeinde“ oder „geschwisterliche Gemeinde“ bei manchen noch suspekt – auch bei kirchlichen Obrigkeiten –, so waren diese Ideen Mitte der achtziger Jahre bereits Bestandteil des Kirchenverständnisses in den meisten Pfarrgemeinden. Auch die Bücher von Paul M. Zulehner „Sie werden mein Volk sein“ – ein Grundkurs gemeindlichen Glaubens, und „Das Gottesgerüch“ haben sicher viel dazu beigetragen, daß die „Gemeindeidee“ bei vielen Pfarrern, aber auch in der offiziellen Kirche „salonfähig“ wurde.

Die Basisgemeinden der „ersten Stunde“ befanden sich zu diesem Zeitpunkt eher in einer Krise. Aus verschiedenen Gründen: Die Idee von einer „erneuerten Kirche“ hatte sich an den bestehenden Strukturen festgefahren. Die restaurativen Kräfte in Rom und auch in Österreich bescherten uns eine „winterliche Kirche“, die in verschiedenen, höchst umstrittenen Bischofsernennungen ihren Höhepunkt fand.

Aber auch innerhalb der Basisgemeinden waren die Zielvorstellungen nicht mehr so klar. Kirche als Gemeinschaft? Ja! Aber welche Form von Gemeinschaft?

Sicher nicht Gemeinschaft als Selbstzweck, sondern als Sauerteig in der Kirche und auch in der Gesellschaft! Bei einem Treffen der Basisgemeinden wurde sehr heftig darüber diskutiert, ob die Vorstellung von der „Kontrastgemeinde“ nicht doch zu eng sei. Eine „Kontrastgemeinde“ mag ja ein Zeichen in der Welt sein, aber sie ist doch immer wieder in der Gefahr, sich abzuschließen und ihr Eigenleben zu entwickeln und dann

eben nicht mehr Sauerteig zu sein, so wie die Basisgemeinden in der dritten Welt, bei denen die Wirkung nach außen immer im Vordergrund gestanden ist. Mich hat diese Diskussion ganz stark an die Anfänge der KAJ und an die Zeit Cardijns erinnert. Es ist wohl auch kein Zufall, daß viele Gedanken Cardijns in der Befreiungstheologie ihren Niederschlag gefunden haben.

Und wo stehen wir heute?

Ich möchte wieder versuchen – ausgehend von meiner persönlichen Erfahrung in der Pfarre, in der ich mich nun schon 27 Jahre befinde –, die Situation zu beschreiben, wie ich sie erfahre, und einige Trends aufzuzeigen, von denen ich glaube, daß sie für die Entwicklung der Kirche im dritten Jahrtausend wichtig sein werden.

Ich erlebe immer wieder, daß die Sehnsucht der Menschen nach religiöser Gemeinschaft, in der man auch beheimatet ist, keineswegs geringer geworden ist. Sie ist eher stärker geworden. Es ist allerdings ungleich schwieriger geworden, Menschen in solche Gemeinschaften zu bringen. Das hat viele Gründe: Da ist einmal das Phänomen der „Privatisierung“, mit dem alle Gemeinschaften, angefangen von den politischen Parteien bis zum kleinsten Schrebergartenverein zu kämpfen haben. Man lebt nicht mehr in größeren, sozialen Zusammenhängen, sondern zieht sich immer mehr in den Privatbereich zurück. Das ist eine Folge unserer „Wohlstandsgesellschaft“, in der man alles hat, und das, was einem wirklich fehlt, mit sehr viel Konsum kompensieren kann.

Die zunehmende Unsicherheit in der Arbeitswelt hat nicht zu einer neuen Solidarisierung, sondern eher zu einer Entsolidarisierung geführt: „Jeder ist sich selbst der Nächste!“

Dazu kommt überall der Ruf nach dem „Experten“ für alle Lebensfragen – auch in der Kirche. Prof. Zulehner hat diese „Expertenkirche“, die zu einer neuen Form von „Klerikalismus“ führt, sehr früh „enttarnt“ und davor gewarnt.

In einer noch so modernen „religiösen Konsumwelt“ ist kein Platz für Eigenverantwortung und Selbstorganisation der Basis. Und eine Kirche, in der man Gemeinschaft „konsumiert“, ist sicher nicht die Kirche der Zukunft.

Daneben erlebe ich fast so etwas wie eine

Renaissance der kleinen Gruppen. Solche Gruppen hat es auch bisher schon gegeben, und vor allem Familienrunden waren oft die Stützen des pfarrlichen Lebens. Aber diese Gruppen sind doch wieder anders: Sie sind kleiner, überschaubarer, erlebbarer. Und sie haben eine deutlichere, gemeinsame Zielvorstellung. Es sind Gebetgruppen, Meditationsgruppen, Bibelgruppen, Selbsterfahrungsgruppen. Durchgehend ist das gemeinsame Anliegen, eigene Erfahrung machen zu können und Erfahrungen zu teilen. In diesen Gruppen kann auch der Glaube, mit all seinen Anfechtungen, geteilt werden, aber nicht im Diskutieren, sondern eben im Mitteilen der eigenen Erfahrung. In diesen Gruppen ist Ökumene kein Problem. Dort, wo es um die persönliche Erfahrung und den gelebten Glauben geht, spielen die historischen Unterschiede keine Rolle.

Ich meine, daß in den Gemeinden, aber auch überpfarrlich, noch viele solcher Gruppen entstehen werden und entstehen sollten, damit „Kirche-sein“ und „gemeinsam“ glauben erlebt und eingeübt werden kann. Und die Menschen in diesen Gruppen werden viel mobiler werden. Man wird sich die Gruppe suchen und hoffentlich finden, die einem gerade entspricht, weil sie sich mit dem beschäftigt, was in der jeweiligen Lebenssituation wichtig ist. So wird es auch viele Gruppen „auf Zeit“ geben, in Exerzitien- und Bildungshäusern, in denen noch viel differenziertere Möglichkeiten und Wege gemeinsamer Erfahrung angeboten und gelebt werden können.

Ganz wichtig wird allerdings sein, daß diese Gruppen, wenn sie sich am Evangelium zu orientieren versuchen, sich immer wieder nach außen öffnen. Es ist unterdessen eine weltweite Erfahrung, daß religiöse Gruppen, wenn sie sich abkapseln, entweder autoritär und fundamentalistisch werden, oder sich an den gruppeninternen Spannungen aufreiben.

Eine noch so intensive Frömmigkeit, die den Rest der Welt ausschließt, sperrt ihre Mitglieder ein. In dieser Situation scheint mir die Struktur der traditionellen Pfarre, die schon oft totgesagt wurde, wieder eine neue Wichtigkeit zu bekommen. Sie hat sich im gesellschaftlichen Umbruch, der auch die Kirche erfaßt hat, als eine der stabilsten Gemeinschaftsstrukturen erwiesen. Und sie hat

viel Lebenskraft, wenn ich nur an die großartigen Leistungen der Pfarren in der Flüchtlingsfrage denke. Man kann das „Haus der Pfarre“ immer wieder umgestalten und neu einrichten, aber man sollte sich hüten, es im Namen irgendeiner „Zukunftspastoral“ abzureißen. Sicher braucht es auch überpfarrliche, kategoriale Ebenen, aber doch immer wieder eine Struktur, die sich wie ein Dach über viele kleinere Initiativen breitet.

Kirche, an die ich glaube und die ich auch erlebe, sehe ich immer mehr als das Phänomen, daß „im Angesicht Gottes Menschen zusammengeführt werden“.

Unter dem Dach der traditionellen Pfarre ist dann die erste Station, wo sich diese Gruppen öffnen, mit anderen vernetzen und miteinander als Glaubende ihren Platz und ihre Aufgabe in der Welt von heute suchen können. Und diese „Vernetzung“ darf an der Pfarrgrenze nicht stehenbleiben. Sie geht hinaus in alle Welt, bis an die Grenzen der Erde . . . (vgl. Mk 16, 15). Dann wird in der Kirche die Kraft Gottes sichtbar, die in einer zerrissenen Welt die Menschen aus allen Völkern zusammenführt und die auch das „zersplitterte“ Leben des einzelnen wieder ganz macht und auch heilt. Diese Kirche, die aus ihrem tiefsten Wesen heraus Menschen zusammenführt und zusammenbringt, habe ich in meinem bisherigen Leben als Priester immer wieder in den verschiedensten faszinierenden Formen erlebt. In meiner Gemeinde, als verantwortlicher Priester für die Gemeinschaft Marriage Encounter in ganz Österreich und in vielen europäischen Ländern und auch bei meinen Kontakten mit der dritten Welt.

Diese Kirche wird am Beginn des dritten Jahrtausends noch viel wichtiger werden, weil sie die Antwort Gottes auf die tiefsten, unausrottbaren Sehnsüchte des Menschen ist, die in unserer Hochleistungs- und Konsumgesellschaft mit ihrem Macht- und Konkurrenzdenken immer mehr auf der Strecke bleiben. So wird die Verheißung aus dem Propheten Sacharia vielleicht auch wieder für uns gelten:

„So spricht der Herr der Heere: In jenen Tagen werden zehn Männer aus Völkern aller Sprachen einen Mann aus Juda an seinem Gewand fassen, ihn festhalten und sagen: ‚Wir wollen mit euch gehen, denn wir haben gehört: Gott ist mit euch!‘“ (Sach 8, 23)